MÜLLER

ÜBER DIE

RESULTATE

DER SPRACHWISSENSCHAFT

VITTORIO EM. II

Digitized by Google







Digitized by Google



Digitized by Google


DI NAPOLI

ÜBER DIE

RESULTATE DER SPRACHWISSENSCHAFT.

VORLESUNG

GEHALTEN IN DER KAISERLICHEN UNIVERSITÆT

ZU STRASSBURG

AM XXIII. MAI MDCCCLXXII

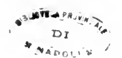
VON

F. MAX MÜLLER.



STRASSBURG,
KARL J. TRÜBNER.
LONDON,
TRÜBNER & CO.
1872.

Digitized by Google



Verehrte Zuhörer!

Sie werden begreifen, dass bei der ersten Vorlesung, die ich in einer Deutschen Universität halte, es mir nicht leicht wird, die Gefühle, die mein Inneres bewegen, ganz zu bemeistern, um zu Ihnen zu sprechen, wie es dem Lehrer geziemt, in vollständiger Ruhe und mit vollkommener Hingebung an seinen Gegenstand. Hier, wo wir heute versammelt sind, hier in der alten freien Deutschen Reichsstadt, in dieser Universität, voll von den schönsten Erinnerungen der Elsässischen Geschichte und der Deutschen Literatur und Wissenschaft, kann man es wohl selbst einem schon etwas grauen Kopfe verzeihen, wenn er für einige Augenblicke der Stimme des Herzens freien Lauf lässt, sei es auch nur, um Ihnen zu zeigen, dass er denkt und fühlt, wie Sie denken und fühlen, und dass er weder die Deutsche Sprache vergessen, noch sein Deutsches Herz in der Fremde verloren hat.

Meine Herren, die Zeit, in der wir leben, ist gross, so gross, dass wir dieselbe uns gar nicht gross genug denken können; so gross, dass wir Alle, Jung und Alt, gar nicht gross und gut und brav und fleissig genug sein können, um uns dieser grossen Zeit nicht ganz unwürdig zu bezeugen.

Digitized by Google

Wir ältern Leute haben auch trübe Zeiten durchlebt. Zeiten, wo für einen Deutschen die Wissenschaft die einzige Zuflucht, der einzige Trost, der einzige Stolz war; Zeiten, wo es kein Deutschland gab ausser in der Erinnerung, und vielleicht in der stillen Hoffnung. Und die, welche diese Zeiten durchlebt haben, die fühlen erst recht im tiefsten Herzen den Segen der Gegenwart. Wir haben nun wieder ein Deutschland, ein einiges, grosses, starkes Vaterland, und das nenne ich einen Segen, nicht nur in materieller Hinsicht, weil es uns endlich die wahre und dauernde Sicherheit unserer Heimath gegen die Angriffe unserer mächtigen Nachbarn gewährt, sondern weitmehr noch in geistiger Hinsicht, weil es einem jeden Deutschen eine höhere Verantwortung auferlegt, uns an grössere Pflichten mahnt, uns Muth und Kraft giebt, auf der Wahlstatt des Geistes uns so brav und tapfer, so unüberwindlich und siegreich zu beweisen, als auf dem Schlachtfelde des Kriegs.

Theuer, furchtbar theuer ist dieser Segen erkauft — theurer als die Freunde der Menschheit gehofft hatten; denn so stolz wir auf unsere Siege und unsere Sieger sein dürfen, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, es giebt in der Geschichte der Menschheit nichts, was so unmenschlich ist, nichts, was uns so an den Genius der Menschheit verzweifeln lässt, nichts, was uns so demüthigt bis in den Staub, als Krieg — es sei denn, dass selbst der Krieg veredelt und geheiligt werde, wie er es bei uns war, durch das Gefühl der Pflicht, der Pflicht gegen das Vaterland, der Treue für die Vaterstadt, der Liebe für das Vaterhaus, für Vater und Mutter, für Frau und Kind.

Dann, nur dann, wird selbst der Krieg verklärt zum höchsten und schönsten Opfer der Menschheit; dann, nur dann dürfen wir der Weltgeschichte getrost ins Auge sehn und fragen: Wer hätte anders gehandelt als wir?

Ich spreche hier nicht von Politik im gewöhnlichen Sinne des Wortes und überlasse das Herausfinden der kleinlichen Ursachen des letzten Krieges gern dem Scrutinium der fremden Staatsmänner, die nur Augen für das unendlich Kleine haben, und blind sind für das mächtige Walten einer göttlichen Gerechtigkeit, die sich für uns in der Geschichte der Völker, wie der Individuen, offenbart.

Ich spreche nur von Politik in ihrer wahren und ursprünglichen Bedeutung, als einem Zweige der Ethik, wie sie uns Kant gelehrt, und von diesem Standpunkt aus darf Keiner, sei er jung oder alt, sich seiner politischen Verantwortlichkeit entschlagen. Ein Volk muss ein Gewissen haben, ebenso wie jeder Einzelne; ein Volk muss sich Rechenschaft ablegen können über die moralische Berechtigung eines Kampfes, für den es Alles opfert, was dem Menschen am theuersten ist. Und das ist eben das Schöne dieses jüngsten Krieges, dass jeder Deutsche, wenn er auch bis auf die tiefsten Tiefen seines Herzens hinabblickt, sich sagen kann: Das Deutsche Volk wollte weder Krieg noch Eroberung; es wollte nur Frieden, nur freie Entwickelung im Innern. Ein anderes Volk, oder wenigstens seine Machthaber, massten sich das Recht an, uns Maingrenzen, ja neue Rheingrenzen vorzuschreiben, um das Werk der Deutschen Einigung auf immer zu verhindern, an dem unser Volk nun schon so lange gearbeitet hatte. Gern hätte das Deutsche Volk noch länger ge-

wartet, denn wir wussten, dass Deutschlands Einigung unvermeidlich war, — und das Unvermeidliche hat ja keine Eile. Als uns aber der Fehdehandschuh vor die Füsse geworfen wurde, nicht nur von furchtbar verblendeten, furchtbar leichtherzigen Ministern, sondern unter dem Jubel der ganzen Französischen Nation, da sah das Deutsche Volk, was es von seinen Nachbarn unter Napoleonischer Herrschaft zu erwarten hatte, und es erhob sich zu einem Kampf auf Leben und Tod.

Der Zweck dieses Kampfes war Friede, nichts als Friede; und darum ist es eben jetzt, nachdem der Friede erkämpft, nachdem die oft bedrohte, oft verletzte Westgrenze unseres Vaterlandes nun für ewige Zeiten gesichert ist durch Schanzen, die die Natur selbst gebaut, darum ist es eben jetzt unsere Pflicht, der Welt zu zeigen, dass wir Deutsche, nach wie vor dem Kampfe, dasselbe Volk sind und bleiben, dass Kriegsruhm uns nicht berauscht, dass wir die Thore des Westens getreulich hüten wollen zum Heile unseres Volkes, zum Heile unserer Nachbarn, zum Heile des allgemeinen Weltfriedens, dass wir Frieden wollen mit aller Welt, selbst mit unseren alten Feinden. Man prophezeiht uns im Auslande, das wissen Sie, keine schöne Zukunft. Man sagt, die alte einfache deutsche Sitte sei im Schwinden, die Ideale unseres Lebens seien vergessen, die Freude am Wahren und Schönen werde bei uns, wie in anderen Ländern, der Genusssucht, der Geldgier, der politischen Eitelkeit weichen. Es gilt mit aller Kraft diese Prophezeihungen zu Schanden zu machen, und das Banner des Deutschen Geistes höher zu halten als je. Deutschland kann nur gross bleiben durch das, wodurch

es gross geworden, durch Einfachheit des Lebens, durch Genügsamkeit, durch Fleiss, durch Ehrbarkeit, durch hohe Lebensideale, durch Verachtung von Luxus, Schwelgerei und Prahlerei: *„Non propter vitam vivendi perdere causas“*, dieses sei und bleibe unser Wahlspruch, und die *causae vitae*, die höchsten Zwecke des Lebens, sind für uns und werden auch, das wissen wir, für kommende Geschlechter dieselben bleiben wie sie waren zur Zeit von Lessing, von Kant, von Schiller und von Humboldt.

Und nirgends, scheint es mir, kann diese Rückkehr zu den Werken des Friedens besser bethätigt werden, als eben hier, in Strassburg. Es war ein kühner Entschluss, den Bau des Tempels der Wissenschaft in den Ruinen der Deutschen Grenz-Festung zu beginnen, wie einst zur Zeit von Nehemia,*) „wo ein jeglicher, der da bauete, hatte sein Schwerdt an seine Lenden gegürtet und bauete also“; und es liegt an uns, an den Alten so wie an den Jungen, dass dieser kühne Entschluss nicht zu Schanden werde. Deshalb konnte ich dem Drange des Herzens und der Aufforderung meiner Freunde nicht widerstehen, und da sie glaubten, dass auch ich einen kleinen Stein zum Bau dieses neuen Tempels Deutscher Wissenschaft herbeischaffen könne, so entschloss ich mich, es wenigstens zu versuchen. Obgleich ich lange im Auslande gelebt, und meine Werkstätte nun schon seit 25 Jahren in England aufgeschlagen habe, so bin ich doch stets ein Deutscher geblieben. Auch muss ich das den Engländern zur Ehre nachsagen, dass sie den Deutschen, der in England Deutsch

* Nehemia, 4, 18.

Digitized by Google

bleibt, höher achten als den, der gern als Engländer gelten möchte. Der Engländer will, dass Jeder das ist, was er ist. Das Werk meines Lebens, die Herausgabe des Rig-Veda, des ältesten Buches der Indischen Literatur, ja des ältesten Buches der ganzen Arischen Menschheit, war eben nur in England auszuführen, und die reichen Sammlungen von Orientalischen Handschriften, so wie die leichten Beziehungen zu Indien, bieten dem, der diese Studien verfolgt, Vortheile, wie sie ausser England nirgends zu finden. Dass ich dabei auch grosse Opfer gebracht, und Manches verloren habe, was der Umgang mit Deutschen Freunden und Collegen so reichlich bietet, das fühle ich selbst am besten. So viel ich auch vom Leben gesehen habe, ich kenne kein schöneres Leben als das eines Deutschen Lehrers und Professors. Sie wissen, was Niebuhr *) davon dachte, obgleich er ja Preussischer Minister und Gesandter in Rom war. Ich muss Ihnen seine Worte lesen, sie klingen so treu und aufrichtig: „Es giebt keinen friedlicheren und keinen heitereren Beruf als den des Lehrers, keinen, der durch die Art seiner Pflichten und seiner Ausübung, die Herzens- und Gewissensruhe besser sichert: und wie manchmal habe ich mit Wehmuth beklagt, dass ich diesen verlassen und in ein bewegtes Leben übergegangen bin, welches vielleicht selbst in meinem beginnenden Alter zu keiner dauernden Ruhe gelangen wird. Das Amt, namentlich eines Schullehrers, ist vollkommen ehrwürdig und ungeachtet aller Uebel, die seine idealische Schönheit stören, für ein edles Herz wahrlich einer der glücklichsten Lebens-

*) Lebensnachrichten, vol. II, S. 200.

Digitized by Google

pfade: es war dies einst mein selbstgewähltes Lebensziel, und man hätte mich nur immer ihm nachgehen lassen sollen."

Ich kannte noch einen anderen Preussischen Gesandten, Bunsen, und auch er klagte oft mit Wehmuth, dass er das wahre Ziel seines Lebens verfehlt: auch er hätte gern sein unruhiges Gesandtschaftshôtel mit einer stillen deutschen Professorenwohnung vertauscht.

Für mich war es seit meiner Jugend das höchste Lebensziel, als Professor an einer Deutschen Universität zu wirken; und wenn es mir nicht vergönnt gewesen, diesen Traum meiner Jugend ganz verwirklicht zu sehen, so erkenne ich es mit desto grösserer Dankbarkeit an, dass mir durch das Zutrauen meiner Freunde und Studiengenossen die Ehre wenigstens einmal in meinem Leben zu Theil geworden, in diesem Frühling und Sommer als Deutscher Professor in einer Deutschen Universität wirken zu können.

Dies lag mir auf dem Herzen, und ich musste es aussprechen, damit Sie wissen, in welcher Absicht ich hierher gekommen und mit welcher Freude ich an die Arbeit gehe, die wir heute zusammen beginnen.

Ich werde in diesem Semester über die Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft lesen, aber Sie werden leicht begreifen, dass man die Ergebnisse dieser Forschungen, an denen nun schon drei Generationen mit unermüdlichem Fleisse gearbeitet haben, nicht leicht in einen einzigen Cursus von Vorlesungen zusammen fassen kann. Dazu kommt, dass ein blosses Darlegen der Endresultate wohl möglich, aber für die Zwecke des akade-

Digitized by Google

mischen Unterrichts nicht tauglich wäre. Sie wollen nicht blos Resultate kennen, Sie wollen auch die Methode begreifen, Sie wollen Schritt für Schritt dem glorreichen Gange der Entdeckungen folgen, der uns dahin geführt habe, wo wir jetzt stehn. Was nützt es uns, den Pythagoräischen Lehrsatz zu kennen, wenn wir ihn nicht beweisen können? Was hilft es uns, wenn wir wissen, dass das Französische *larme* dasselbe Wort ist als das Deutsche *Zähre*, wenn wir nicht mit mathematischer Genauigkeit die Stufen nachweisen können, auf denen diese Worte das geworden was sie sind?

Die Resultate der vergleichenden Sprachforschung sind riesenhaft: ja man kann wohl sagen, dass es kaum ein einziges Feld geistiger Thätigkeit giebt, das nicht mehr oder weniger den Einfluss dieser neuen Wissenschaft verspürt habe. Wie könnte es auch anders sein? Die Sprache ist ja die Trägerin alles Wissens, und wenn wir auch gern glauben, dass wir die Sprache beherrschen, uns ihrer bedienen, wie eines nützlichen Werkzenges, glauben Sie mir, dass nur Wenige selbst unter den grössten Denkern der Menschheit der Sprache gegenüber ihre volle geistige Freiheit bewahren, dass nur Wenige von sich sagen können, ἔχω Λαΐδα, οὐκ ἔχομαι. Die Sprache, deren wir uns bedienen, historisch und genetisch kennen zu lernen, die *termini technici* namentlich bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen, dies ist das beste Mittel in jeder Wissenschaft um die Gegenwart mit der Vergangenheit in lebendigem Zusammenhang zu halten, und den Grund zu fühlen, auf dem wir stehen.

Fangen wir mit dem an, was uns am nächsten liegt, mit der *Philologie*: Ihr ganzes Wesen ist ja wie ver-

Digitized by Google

wandelt durch die vergleichende Sprachwissenschaft. Die beiden classischen Sprachen, Griechisch und Lateinisch, die uns früher wie vom Himmel gefallen oder wie am Zaun gefunden schienen, sind jetzt zu ihrem Recht gekommen, haben ihren rechtmässigen Platz eingenommen in jener alten, grossen Familie, die wir die Indo-Germanische, Indo-Europäische, oder, wenn nicht besser, doch kürzer, die Arische nennen. Hierdurch sind zuerst nicht nur ihre Antecedentien aufgeklärt, sondern auch ihr gegenseitiges Verhältniss in das richtige Licht gestellt worden.

Die Idee, dass Lateinisch vom Griechischen abgeleitet, die für die Philologen der Scipionenzeit wohl natürlich war, oder dass Lateinisch eine aus Italischen, Griechischen oder Pelasgischen Elementen gemischte Sprache sei, eine Ansicht, die sich noch bis zu Niebuhr's Zeit erhalten, alles dies ist jetzt zur physischen Unmöglichkeit geworden. Griechisch und Lateinisch stehen sich als vollkommen gleichberechtigt zur Seite, sie sind Schwestern, ebenso wie Französisch und Italienisch —

Facies non omnibus una,
Nec diversa tamen qualem decet esse sororum.

Ja, wenn es eine wissenschaftliche Frage wäre, welche von den beiden Schwestern, ob Griechisch oder Lateinisch, die ältere sei, so würde, glaube ich, das Latein bessere Ansprüche auf Seniorität geltend machen können als das Griechische. So wie wir nun auf dem Gebiete der neueren Geschichte Manches, was uns im Französischen und Italienischen dunkel ist, durch Herbeiziehung des Provençalischen, des Spanischen, des Portugiesischen, ja selbst des Walachischen und des Churwälschen

Digitized by Google

erklären, so ist es auch in der alten Geschichte der Sprache, wo wir Manches, was uns vom Lateinischen und Griechischen Standpunkte aus ein Räthsel bleibt, durch Hinzuziehung des Sanskrit, des Zend, des Gothischen, des Irischen, ja selbst des Altbulgarischen in ein helleres Licht versetzen. Wir können uns jetzt kaum noch eine Idee von der Ueberraschung machen, mit welcher diese Entdeckung einer Arischen Sprachfamilie, die ihre Zweige vom Himâlaya bis zu den Pyrenäen ausdehnt, zuerst von den Gelehrten Europa's begrüsst wurde. Ich will nicht sagen, dass Gelehrte von Bedeutung am Ende des vorigen Jahrhunderts noch daran glaubten, dass Griechisch und Lateinisch vom Hebräischen abgeleitet seien: diesem Vorurtheil hatte, in Deutschland wenigstens, Leibniz ein für alle Mal ein Ende gemacht. Aber nachdem diese Theorie zu Schanden geworden, war eben gar keine neue wissenschaftliche Theorie an ihre Stelle getreten. Die Sprachen der Welt, mit Ausnahme der Semitischen, deren Familien-Typus nicht zu verkennen war, lagen zerstreut als *disjecta membra poetae;* und Niemand dachte daran, sie wissenschaftlich zu einem organischen Ganzen zu ordnen. Es war die Entdeckung des Sanskrit, welche zur Wiedervereinigung der Arischen Sprachen führte, und hätte uns Sanskrit auch nichts weiter gelehrt, so würde schon dies allein ihm das Anrecht geben, Sitz und Stimme unter den akademischen Wissenschaften unseres Jahrhunderts zu fordern.

Waren nun Griechisch und Lateinisch einmal an ihre wahre Stelle im natürlichen System der Arischen Sprache eingerückt, so wurde auch ihre specielle Behandlung nothwendig eine andere. In der Grammatik z. B. war man nicht

mehr damit zufrieden Formen und Regeln zu geben, das Unregelmässige und das Regelmässige neben einander hinzustellen: man wollte den Grund des Regelmässigen wie des Unregelmässigen finden, man wollte wissen, wesshalb die Formen so und nicht anders lauteten, man verlangte nicht nur nach logischer, sondern auch nach historischer Begründung der Grammatik. Man wollte wissen, wie ein so kleiner Wechsel als *mensa*, *mensae*, den Unterschied zwischen einem und vielen Tischen ausdrücken könne; wie ein einziger Buchstabe, das r, die Zaubermacht besitzen könne *amo*, ich liebe, zu *amor*, ich werde geliebt, zu verwandeln. Anstatt sich in allgemeine Speculationen über die logischen Gesetze der Grammatik einzulassen, suchte man das Warum in der geschichtlichen Entwickelung der Sprache selbst. Man forderte für jede Sprache eine historisch-genetische Grammatik, und brachte hiermit einen Umschwung in allen sprachlichen Studien hervor, der sich nur mit den Entdeckungen eines Lavoisier in der Chemie, eines Lyell in der Geologie, vergleichen lässt. Anstatt z. B. eine Erklärung zu versuchen, warum denn in der ersten und zweiten Declination, der Genitiv singularis und der Ablativ pluralis den Ort der Ruhe ausdrücken können, R o m a e, zu Rom, T a r e n t i, zu Tarent, A t h e n i s, zu Athen, G a b i i s, zu Gabii, erkannte man durch einen Blick in die Vergangenheit der Arischen Sprache, dass diese sogenannten Genitive und Ablative nie und nimmer Genitive und Ablative gewesen, sondern den alten Locativen in i und s u im Sanskrit entsprechen. Einem Schüler kann man natürlich Alles lehren, was in der Grammatik steht: ich glaube aber nicht, dass es zu einer gesunden

Entwickelung des Denkvermögens beitragen kann, wenn man zuerst auf der Schule die Bedeutung des Genitivs und des Ablativs lernt, und dann auf Treu und Glauben hinnehmen muss, dass diese Casus auch das Verweilen an einem Orte ausdrücken können. Ein bekannter Englischer Geistlicher, der allen Reformen, selbst der der Englischen Orthographie, abhold war, behauptete einmal, dass die fürchterliche Orthographie des Englischen die beste psychologische Grundlage der Englischen Orthodoxie bilde: dass ein Kind, welches einmal glaubt, dass t h r o u g h, wie throngh, t h o u g h wie though, r o u g h wie rough ausgesprochen werde, später Alles glauben werde, was man ihm sage. Sei dem wie ihm wolle, ich glaube nicht, dass solche grammatische Regeln, wie die eben erwähnten über den Genitiv und Ablativ mit Locativbedeutung, viel zur Stärkung des Denkvermögens auch auf unsern eigenen Schulen beigetragen haben.

Noch verderblicher für die gesunde Entwickelung der jungen Geisteskräfte musste die Etymologie sein, wie man sie sonst auf Schulen und Universitäten trieb. Alles war hier der Willkühr, alles der Autorität überlassen, und es kam wohl vor, dass man zwei oder drei Etymologien von demselben Worte zu lernen hatte, als ob ein und dasselbe Wort mehr als eine Mutter haben könnte. Hier hat nun schon Otfried Müller vor vielen Jahren es ausgesprochen, dass die classische Philologie entweder das ganze Gebiet der geschichtlichen Entwickelung der Sprache, der Etymologie, und der grammatischen Morphologie räumen, oder aber sich auf diesem Felde der Leitung der vergleichenden Philologie anvertrauen müsse. Ich habe es auch noch,

Digitized by Google

als ich Student in Leipzig war, erlebt, dass mein alter Lehrer, Gottfried Hermann, in einem seiner letzten Programme die Paradigmata der Sanskrit-Grammatik citirte, und Böckh erklärte schon auf der elften Versammlung der deutschen Philologen (1850), dass sich bei dem gegenwärtigen Stande der Sprachforschung die Grammatik der classischen Sprachen nicht mehr der Verbindung mit der vergleichenden Grammatik der indo-germanischen Sprachen entschlagen könne. Und doch giebt es selbst jetzt noch Gelehrte, welche das vergleichende Sprachstudium nicht als einen integrirenden Theil der Philologie anerkennen wollen.

Was für Riesenschritte die wissenschaftliche Etymologie, namentlich auch im Griechischen und Lateinischen gemacht hat, das kann jeder classische Philolog an den Werken von Curtius und Corssen sehen. Und auch hier ist wieder der wesentliche Unterschied zwischen der alten und der neuen Disciplin hervorzuheben, dass, während man sich früher begnügte ein Wort von einem andern auf gut Glück abzuleiten; also, ich will sagen das griechische θυγάτηρ, Tochter, παρὰ τὸ θύειν καὶ ὁρμᾶν κατὰ γαστρός· ἐκ τοῦ θύω καὶ τοῦ γαστήρ· λέγεται γὰρ τὰ θήλεα τάχιον κινεῖσθαι ἐν τῇ μήτρᾳ, man jetzt auf die blosse Herkunft eines Wortes nur wenig Werth legt, wenn nicht zu gleicher Zeit alle Veränderungen nach festen Lautgesetzen erklärt werden können, welche den Unterschied eines Lateinischen von einem Griechischen, eines Griechischen von einem Sanskritwort bedingen. Wie weit diese Gewissenhaftigkeit geht, beweist wohl nichts besser als dass die besten Philologen den auf so vielen Gründen beruhenden gemeinsamen Ursprung zweier Wörter, wie des Griechi-

schen θεός und des Lateinischen *deus*, vom phonetischen Standpunkte aus, entschieden leugnen.

Gehen wir zur Mythologie über. Wenn Mythologie ein alter Dialect ist, der sich überlebt hat, und vermöge seines heiligen Characters bis in die neue Periode einer Sprache hinüber reicht, so kann man leicht begreifen, wie die geschichtliche Methode der vergleichenden Sprachwissenschaft hier zu den wichtigsten Ergebnissen führen musste und geführt hat. Nehmen Sie nur das eine Factum, was wohl Niemand jetzt in Frage stellen wird, dass der Name der höchsten Gottheit der Griechen und Römer, Ζεύς und Jupiter, derselbe ist als der Vedische Dyaus, der Himmel, und der alte deutsche Gott, Zio, Altnordisch Týr, dessen Name im A. H. D. Ziestag, im A. S. tivesdag, im A. N. týsdagr, ja in Dienstag und Tuesday selbst in den neusten Sprachen lebendig ist. Ist dies eine Wort nicht wie ein Zauberwort? Sehen wir sie nicht, die Väter des Arischen Geschlechts, die Väter unseres eigenen Geschlechts, beim ersten Frühroth der Geschichte wie Brüder eines Hauses im grossen Tempel der Natur empor zum Himmel blicken, als ob sie dort das finden müssten, was sie suchten, einen Vater und einen Gott? Ja liegt nicht in dem alten Arischen Namen Jupiter, Himmel-Vater, der wahre Grundton, der noch heute fortklingt im „Vater Unser, der Du bist im Himmel", ja der diesem Gebete seinen vollsten Klang, seinen tiefsten historischen Sinn giebt? Und die Sprachforschung kann dieses Band der Sprache und des Glaubens noch enger schliessen. Sie wissen, dass der Nom. sing. von Ζεύς den Acut hat, ebenso der Nom. von Dyaús; der Vocativ aber von Ζεύς hat den

Circumflex, und ebenso hat ihn der Vocativ von Dyaús im Veda. Man hat den Accent wohl früher für etwas Spätes, Künstliches, rein Grammatisches gehalten; die Sprachvergleichung hat gezeigt, dass er so alt wie die Sprache selbst ist, ja man hat ihn treffend die Seele des Wortes genannt. So fühlen Sie selbst in diesen leisesten Pulsschlägen der Sprache, in den Accentveränderungen des Sanskrit und des Griechischen, das gemeinsame Blut, was in den Adern der Arischen Dialecte fliesst.

Dass auch die Geschichte, namentlich die älteste Geschichte, neues Licht und Leben von der vergleichenden Sprachwissenschaft empfangen hat, ist wohl natürlich. Sprache und Volk sind ja in alten Zeiten fast gleichbedeutend, und das, was die ideelle Einheit eines Volkes bildet — und ein Volk ist eine ideelle Einheit — das liegt weit mehr in den geistigen Factoren, in Religion und Sprache, als in Verwandtschaft und Gemeinschaft des Bluts. Aber eben aus diesem Grunde ist hier auch grosse Vorsicht nöthig. Man vergisst zu leicht, dass, wenn wir von Arischen und Semitischen Familien sprechen, der Eintheilungsgrund rein sprachlich ist. Es giebt Arische und Semitische Sprachen, aber es ist unwissenschaftlich, es sei denn dass man sich wissentlich einige Freiheit im Ausdruck gestattet, von Arischer Race, von Arischem Blut, oder von Arischen Schädeln zu sprechen, und dann ethnologische Classificationen auf linguistischen Grundlagen zu versuchen. Diese beiden Wissenschaften, Linguistik und Ethnologie, können, für jetzt wenigstens, gar nicht streng genug auseinander gehalten werden, und viele Missverständnisse, viele Controversen haben ihren Grund eben darin, dass

man von Sprache auf Blut, oder von Blut auf Sprache geschlossen hat. Haben erst beide Wissenschaften ihre Classification der Völker und Sprachen unabhängig von einander durchgeführt, dann wird es an der Zeit sein, die Resultate zu vergleichen, aber selbst dann kann man so wenig von einem Arischen Schädel als von einer dolichokephalischen Sprache sprechen.

Ebenso scheint es mir ein verfrühtes Unternehmen, aus der grössern oder kleinern Anzahl von Uebereinstimmungen zwischen je zwei oder drei Sprachen der Arischen Familie, Rückschlüsse auf das frühere oder spätere Auseinandergehen der Völker zu ziehen, welche diese Sprachen sprechen. Zuvörderst ist wohl nirgends die Meinungsverschiedenheit unter den besten Gelehrten so gross, als wenn es sich um Bestimmung dieser Grade der Verwandtschaft zwischen den verschiedenen Sprachen der Arischen Familie handelt. Nur in einem Punkte herrscht hier Uebereinstimmung, nämlich dass Sanskrit und Zend enger mit einander verbunden sind, als mit irgend einer andern Sprache. Darüber kann auch nie ein Zweifel herrschen, obgleich die Erklärung dieser Uebereinstimmung durchaus noch nicht befriedigend ist.

Gehen wir aber dann einen Schritt weiter, so finden wir, dass die besten Autoritäten in scharfen Widerspruch gerathen. Bopp behauptete, dass das Slawische dem Sanskrit am nächsten verwandt sei, worin ihm Pott beistimmte; Grimm im Gegentheil behauptete eine engere Verwandtschaft zwischen Deutsch und Slawisch, worin ihm Lottner und Schleicher folgten, während Bopp sich entschieden dagegen erklärte. Schleicher, (wie vor ihm

Newman in England) wiess sodann einen engern Zusammenhang zwischen Celtisch und Lateinisch nach, und indem er das Griechische als nahen Verwandten des Lateinischen festhielt, constituirte er eine Süd-Westliche Europäische Abtheilung, die das Celtische, Lateinische und Griechische umfasste, und die parallel lief mit der Nord-Westlichen Abtheilung, d. h. mit dem Deutschen und Slawischen, wozu Ebel jedoch das Celtische gesellt.

Während diese Gelehrten das Griechische mit dem Lateinischen und Celtischen vereinigten, wiesen Grassmann und Sonne schlagende Eigenthümlichkeiten nach, welche das Griechische nur mit dem Sanskrit gemein hat, z. B. das Augment, die tonlosen Aspiraten, das alpha privativum, das μή und mâ prohibitivum, das taras und τερος als specielles Zeichen des Comparativs und Anderes. In Bezug auf Griechisch und Lateinisch weichen die Ansichten am meisten von einander ab. Einige betrachten diese beiden Sprachen nicht nur als Schwestern, sondern als Zwillinge; Andere gestehen ihnen keine nähere Verwandtschaft zu als die, welche alle Mitglieder der Arischen Familie zusammenhält. Bei diesem Conflicte der Ansichten ist es klar, dass man nicht daran denken kann, für jetzt wenigstens, irgend welche wahrhaft historische Folgerungen zu ziehen, dass z. B. die Slaven, wie Bopp behauptet, länger mit den Indiern und Persern verbunden blieben; oder, wie nach Sonne folgen würde, dass die Griechen länger mit den Indiern in Gemeinschaft lebten, als die übrigen Arischen Völker. Ich muss offen gestehen, dass ich zweifle, ob die Aufgabe selbst überhaupt eine wissenschaftlich lösbare ist. Wenn wir in einer grossen Sprachfamilie bald zwischen diesen,

Digitized by Google

bald zwischen jenen Sprachen engere Beziehungen entdecken, so entspricht dies ganz den Bedingungen des dialectischen Processes, welchem alle Sprachen in ihrer ersten Entwickelung unterworfen sind. Sie entstanden zusammen, einige erhielten dieses, andere jenes, und selbst die entferntesten Mitglieder desselben Sprachorganismus konnten in gewissen Puncten etwas Uebereinstimmendes bewahrt haben, was in allen andern Dialecten verloren ging. Keine zwei Sprachen sind so eng verschwistert als Sanskrit und Zend. Doch giebt es Worte, die im Zend vorkommen, die im Sanskrit fehlen, und die dann hier im Griechischen, dort im Lateinischen, oder auch im Deutschen auftauchen.*) So wie wir aus solchen Uebereinstimmungen historische Consequenzen ziehen, so gerathen wir nothwendig in eben solche Widersprüche, wie wir sie hier zwischen Männern wie Bopp, Pott, Grimm, Schleicher, Grassmann und Sonne finden. Es kommt in allen Wissenschaften viel darauf an, dass man die Aufgaben richtig stellt. Mir scheint die Frage nach näheren Beziehungen zwischen einer Anzahl von unabhängigen Dialecten, um darauf historische Folgerungen in Bezug auf Verzweigung der Völker zu bauen, eine der Natur der Sache nach fruchtlose. Wir wussten sehr wohl vorher, dass alle Arischen Dialecte eng verwandt waren; wir wissen

*) Man sehe hierüber die eben erschienene Schrift von J. Jolly, Vergleichende Syntax, p. 11. Die Leiche heisst im Zend nasu, m. f. Das Wort fehlt im Sanskrit, existirt aber im Griechischen als νέκυς. Körper heisst im Zend kehrp. Das Wort, welches ihm im Sanskrit am nächsten kommt ist kalpa, dieses bedeutet aber vielmehr Gestalt als Körper. Im Lateinischen finden wir corpus. Das Zend yāre, n. Jahr, findet anscheinend im Deutschen Jahr einen näheren Verwandten als im Sanskrit oder irgend einer der Arischen Sprachen.

jetzt, nachdem eine Anzahl von speciellen Uebereinstimmungen zwischen je zwei Sprachen geammelt worden ist, dass

Slawisch sehr eng mit Deutsch, (Grimm, Schleicher,)
Deutsch sehr eng mit Celtisch, (Ebel, Lottner),
Celtisch sehr eng mit Lateinisch, (Newman, Schleicher),
Lateinisch sehr eng mit Griechisch, (Mommsen, Curtius),
Griechisch sehr eng mit Sanskrit, (Grassmann, Sonne, Kern),
Sanskrit sehr eng mit Zend, (Burnouf),

verwandt, von andern Nebenverwandtschaften gar nicht zu reden; d. h. wenn mathematische Operationen hier anwendbar sind, wir wissen zu Ende, was wir zu Anfang wussten, dass alle diese Sprachen eng mit einander verwandt sind, und haben nur das gelernt, dass die einzelnen Dialecte der Arischen Sprache sich nicht successive von einander trennten, sondern dass sie, nach lang gehegter Gemeinschaft, langsam, und in einigen Fällen selbst wohl gleichzeitig, aus dem alten Familienzusammenhang heraustraten und ihre eigene nationale Unabhängigkeit erlangten. Dies ist wenigstens für jetzt das Einzige, was man mit gutem Gewissen sagen kann, und was mit dem Entwickelungsgange anderer Dialecte am besten übereinstimmt. Weitere Forschungen mögen noch mehr Resultate zu Tage fördern; ich zweifle aber, ob man je eine so enge Zusammengehörigkeit zwischen irgend welchen zwei Arischen Sprachen erweisen wird, als zwischen Sanskrit und Zend.

Wenden wir uns nun von den rein philologischen Resultaten der Sprachwissenschaft zu den Ergebnissen, welche andern Wissenschaften aus unsern Studien zugeflossen sind, so finden wir, dass sie hauptsächlich in der Aufklärung alter Ausdrücke und dunkler Gebräuche bestehen.

Dieser Nutzen ist weit grösser, als man wohl auf den ersten Anblick glauben möchte. Jedes Wort hat seine Geschichte, und der Anfang dieser Geschichte, den uns die Etymologie aufdeckt, führt uns weit über sein erstes historisches Auftreten zurück. Jedes Wort hatte natürlich ursprünglich eine prädicative Bedeutung, ich meine eine Bedeutung, die in der Wurzel selbst liegt. So bedeutet z. B. *pater*, Vater, ursprünglich Beschützer, Nährer; *deus*, Gott, glänzender; **fluvius**, Fluss, fliessender; **stella**, Stern, streuender, d. h. Licht-streuender. Und diese prädicative oder radicale Bedeutung ist in vielen Fällen sehr verschieden von der traditionellen oder classischen. Ueberall aber giebt sie, die prädicative Bedeutung, die ursprünglichste Auffassung des Gegenstandes und erlaubt uns hierdurch einen Einblick in die älteste Ideenwelt eines Volkes. Nehmen wir ein Beispiel aus der Jurisprudenz. *Poena* bedeutet im Lateinischen einfach Strafe, was man zahlt oder leidet, um eine Unbill wieder gut zu machen. *Si injuriam faxit alteri viginti quinque aeris poenae sunto.* Fragm. XII. tab. Es stimmt in Form und Bedeutung so merkwürdig mit dem Griechischen ποινή *) überein, dass Theodor Mommsen es zu den sogenannten graeco-italischen Begriffen rechnet. Wir sollten also meinen, dass die Lateiner Strafe als Lösung auffassten, als einen einfachen privatrechtlichen Act, wodurch der, welcher Unrecht gethan, der beleidigten Partei gegenüber wieder in sein altes Verhältniss eingesetzt wird. Die Etymologie des Wortes führt uns aber viel weiter in die

*) Gericht (crimen, κρίνειν) Busse (poena, ποινή) Wiedervergeltung (talio, ταλάω, τλῆναι) sind graeco-italische Begriffe. (Röm. Gesch. I. p. 25.)

Vergangenheit zurück und zeigt uns, dass, als man das Wort *poena* bildete, die Strafe von einem höhern moralischen und religiösen Standpunct aus aufgefasst wurde, nämlich als eine Reinigung vom Unrecht; denn *poena*, wie zuerst Professor Pott nachgewiesen, (und was hat dieser junge Nestor nicht zuerst nachgewiesen?) hängt eng mit der Wurzel Pu zusammen, welche reinigen bedeutet. So lesen wir im Atharva-veda, XIX, 33, 3, Du, o Agni, gehst über die Erde mit Macht, Du sitzest herrlich beim Opfer auf dem Altar; die Seher tragen Dich als einen Reiniger, reinige Du uns von den Uebelthaten! Von dieser Wurzel haben wir im Lateinischen pûrus und pûtus, z. B. in argentum purum putum und in solchen Ausdrücken wie purus putus est ipsus, (Plaut. Ps. 4, 2, 31), das ist er ja selbst, und kein Anderer. Hiervon stammt dann wieder ein neues Zeitwort, purgare, für purigare, reinigen, was namentlich auch in Bezug auf Reinigung von einem Verbrechen durch religiöse Handlungen gebraucht wird. Wenn dieser Uebergang von dem Begriffe der Reinigung zu dem der Strafe auffallend erscheinen sollte, so haben wir nur an castigare zu denken, das auch ursprünglich reinigen bedeutete, dann aber in verbis et verberibus castigare, auf schelten und schlagen übertragen wurde.

Ich kann mich nicht überzeugen, dass das Lateinische crimen mit dem Griechischen κρίνειν zusammenhängt. Das Griechische κρίνειν hängt mit dem Lateinischen *cer-no* zusammen, wovon *cri-brum*, Sieb. Es bedeutet ausscheiden, sichten, so dass κρίμα ursprünglich wohl ein Urtheil, aber nicht ein Verbrechen bedeuten konnte. *Crîmen* heisst nun aber, wie wohl bekannt, ursprünglich nicht Verbrechen, sondern

Beschuldigung, und hat nichts mit dem so ähnlich klingenden discrimen gemein, welches das ausdrückt, was zwei Dinge von einander trennt, den Unterschied, zuweilen das kritische Moment.

In *crimen venire* heisst in schlechten Ruf kommen, verleumdet werden, in *discrimine esse* heisst in einer gefährlichen, entscheidenden Lage sich befinden.

Es ist nun eins der ersten Gesetze der Etymologie, dass wir die ursprüngliche Bedeutung eines Wortes, nicht aber seine spätern, secundären Bedeutungen, von der Bedeutung der Wurzel her begreiflich zu machen haben. Hiesse also auch *crimen* später Urtheil, so würde doch die Herleitung vom Griechischen κρίνειν zu verwerfen sein, da sie nur die spätere, nicht aber die ursprüngliche Bedeutung von *crimen* erklären würde. Nichts ist klarer als die historische Entwickelung der Bedeutungen von *crimen*, von Beschuldigung anfangend und mit Schuld aufhörend.

Ich glaube nun nachgewiesen zu haben*), dass *crîmen* wirklich dasselbe Wort ist — erschrecken Sie nicht — als unser Deutsches Verleumdung. Verleumdung ist Verleumundung, es kommt von Leumund, dem Ahd. *hliumunt;* dieses *hliumunt* ist aber das Vedische *sromata* von der Wurzel *sru*, hören, welches allerdings nur guten Ruf, Ruhm, κλέος, bedeutet. Das Deutsche Leumund kann in guter und schlechter Bedeutung gebraucht werden, das Lat. *crîmen* für *croemen* (wie *liber* für *loeber*) kommt nur in schlechter Bedeutung vor. Es hiess ursprünglich was gehört wird, Ruf, on dit, Beschuldigung: dann erst Verbrechen, aber niemals Urtheil.

*) Man sehe das Nähere in Kuhn's Zeitschrift, XIX, 46.

Digitized by Google

Dies wird Ihnen eine Idee geben, in welcher Weise die Sprachwissenschaft uns eine geistige Periode in der Geschichte des Rechts, der Gebräuche und Sitten eröffnen kann, die uns bis jetzt ganz verschlossen geblieben, oder zu der man meist nur auf Irrwegen gelangte. So hat man früher gemeint, dass das lateinische Wort für Gesetz lex, legis, mit dem Griechischen λόγος zusammenhänge. Dies ist falsch. λόγος heisst nie Gesetz im Sinne von lex. Λόγος von λέγειν, sammeln, lesen, abgeleitet, bedeutet wie κατάλογος, ein Sammeln, ein Zusammenfassen, ein Ordnen, sei es im Wort oder im Gedanken. Die Auffassung, dass es einen λόγος, eine Ordnung, ein Gesetz, z. B. in der Natur gäbe, ist nicht classisch, sondern rein modern. Es ist eher möglich, dass das lat. lex mit dem englischen law zusammenhängt, nur nicht etwa auf dem Wege des Normännischen, als ob franz. loi englisch law sei. Englisches law ist AS. lagu (wie englisch saw = Sage und Säge); und bedeutet was niedergelegt, festgesetzt ist, ganz wie unser Gesetz. Man hat versucht auch das Lat. lex von derselben Wurzel abzuleiten. Die Schwierigkeit ist, dass diese Wurzel, liegen und legen, sonst im Lateinischen nicht vorkommt; das Verschwinden der Aspiration liesse sich wohl erklären. Ist das Lat. lex nicht von der Wurzel lag abgeleitet, so müssen wir es wohl mit Corssen zu derselben Sippe ziehen, zu der ligare, binden, obligatio, Verbindlichkeit, und der Oskische Ablativ lig-ud gehört, in der Bedeutung von bindender Satzung; nicht aber, wie man früher wollte, zu legere, vorlesen, als ob es eine dem Volke gemachte Vorlage sei, die dann, durch Beistimmung des Volkes, legale Autorität erhalten habe.

Von diesen Betrachtungen gewinnen wir dann wenigstens das negative Resultat, dass die Arischen Sprachen, vor ihrer Trennung, kein festes Wort für Gesetz hatten, und auch solche negativen Resultate haben ihre Bedeutung. Das Sanskrit Wort für Gesetz ist *dharma*, von *dhar*, fest halten; das Griechische Wort ist νόμος, von νέμειν, zuertheilen, wovon auch *Nemesis*, die Vertheilerin, und vielleicht sogar der Name des fabelhaften Römischen Königs und Gesetzgebers, Numa, abgeleitet sind.

Ich könnte noch manche Wörter anführen, deren ursprünglische Bedeutung uns interessante Winke über die Entwickelung von Rechtsbegriffen und Rechtsgebräuchen giebt, über Ehe, über Erbschaft, über Gottesurtheile und Aehnliches. Doch ist es Zeit, einen Blick auf die theologischen Wissenschaften zu werfen, die mehr noch als die juristischen, den Einfluss der Sprachwissenschaft empfunden haben. Was ich bei der Mythologie bemerkte, gilt natürlich auch von der Theologie. Die Worte bleiben hier fester als in irgend einer andern Sphäre des geistigen Lebens der Menschheit, und ihr Einfluss wird oft grösser, je mehr ihre ursprüngliche Bedeutung verschwindet. Hier gilt es für den verständigen Theologen die Mittel zu besitzen, um den Ursprung und die historische Entwickelung der *termini technici* und *sacrosancti* sicher verfolgen zu können, und dazu ist natürlich die Sprachwissenschaft unentbehrlich. Nicht nur Wörter wie Priester, und Bischof, wie Sacrament und Testament müssen richtig in der Bedeutung gefasst werden, die sie in der Sprache des ersten Jahrhunderts hatten, sondern wir müssen auch Ausdrücke wie Λόγος, πνεῦμα ἅγιον, δικαιόσυνη, geschichtlich bis über

den Ursprung des Christenthums hinaus zu verfolgen suchen, wenn wir uns ihres Inhalts vollkommen klar bewusst werden wollen. Dazu kommt dann für die Religionsphilosophie, die ja die festeste Grundlage aller Theologie bildet, der grosse Vortheil, dass die Sprachwissenschaft zum ersten Mal die tiefsten Keime des Gottesbewusstseins bei den verschiedenen Völkern der Erde aufgedeckt hat. Wir wissen jetzt mit vollkommener Sicherheit, dass die Namen der Gottheit, d. h. die ursprünglichsten Anschauungen der Gottheit, unter den Arischen Völkern, ebensoweit von grobem Fetichismus als von abstractem Idealismus entfernt sind. Die Arier erkannten die Gegenwart des Göttlichen, so weit ihre Sprache zurückreicht, in den hellen, lichten, sonnigen Erscheinungen der Natur. Sie nannten desshalb den blauen Himmel, die fruchtbare Erde, das wärmende Feuer, den hellen Tag, die goldene Morgenröthe und den jungen Frühling, ihre Devas, d. h. ihre Hellen. Dasselbe Wort deva im Sanskrit, deus im Lateinischen, blieb fest in all ihren Gebeten, in ihren Culten, in ihrem Aberglauben, in ihrer Philosophie, und noch heute steigt dasselbe Wort, Deus, aus tausend Cathedralen und Capellen zum Himmel empor, das zuerst, noch ehe es Griechen und Römer, noch ehe es Germanen und Brahmanen gab, in der dunklen Werkstatt des Arischen Geistes geschmiedet wurde.

Dass auch die Naturwissenschaften den electrischen Schlag unserer neuen Wissenschaft verspürt haben, ist wohl begreiflich, wenn wir bedenken, dass der Mensch ja die Krone der ganzen Natur ist, die Spitze zu der alle anderen Kräfte der Natur hinzielen und hinführen. Das

aber was den Menschen zum Menschen macht, ist die Sprache: wie schon Hobbes sagte, *homo animal rationale quia orationale*. Buffon nannte die Pflanze ein schlafendes Thier, lebende Philosophen nennen das Thier einen stummen Menschen. In beiden Fällen scheint man nur vergessen zu haben, dass die Pflanze, wenn sie erwacht, aufhören würde eine Pflanze zu sein, und dass das Thier, so wie es ein Wort ausgestossen, so wie es „ich“ sagte, aufhören würde, ein Thier zu sein.

Es gibt in der Sprache einen Uebergang vom Körperlichen zum Geistigen: der rohe Stoff der Sprache gehört der Natur, aber die Form der Sprache, die die Sprache erst zur Sprache macht, die gehört dem Geist. Könnte man die menschliche Sprache direct auf Naturlaute, auf Interjectionen und Lautnachahmungen zurückführen, so wäre damit der Streit, ob die Linguistik zu den Naturwissenschaften oder zu den historischen Wissenschaften gehört, auf einmal gelöst. Ich glaube aber kaum, dass diese rohe Ansicht über den Ursprung der Sprache einen einzigen Anhänger in Deutschland zählt. Die Sprache steht mit einem Fusse im Gebiete der Natur, mit dem andern aber im Gebiete des Geistes, und wenn es vor Jahren meine Absicht war, das natürliche Element der Sprache recht klar zur Ansicht zu bringen, und ich deshalb besonders darauf hinwies, in welchem Sinne die Sprachwissenschaft die letzte und höchste der Naturwissenschaften genannt werden könne, so brauche ich wohl kaum zu sagen, dass ich desshalb die geistige oder historische Seite derselben nicht aus dem Auge verloren habe. Ich bin überzeugt, dass die Sprachwissenschaft allein uns noch in

Digitized by Google

den Stand setzen wird, der Evolutionstheorie der Darwinianer ein entschiedenes Halt! entgegen zu rufen, und die Grenze scharf zu ziehen, welche den Geist vom Stoff, den Menschen vom Thiere trennt.

Diese kurze Rundschau muss genügen, um Ihnen zu zeigen, wie allgegenwärtig die Sprachwissenschaft auf allen Gebieten menschlichen Wissens geworden ist, wie weit sich ihre Grenzen ausgedehnt, so dass sie oft die Kräfte des Menschen zu übersteigen scheint. Daraus will ich zum Schluss nur eine Lehre ziehen. Wer sich dem Studium einer so umfassenden Wissenschaft widmen will, muss zwei Tugenden ernstlich und getreulich üben: Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit. Je älter wir werden, desto mehr fühlen wir die Schranken des menschlichen Wissens. Es ist dafür gesorgt, wie Göthe sagt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Jeder von uns kann nur ein sehr kleines Gebiet der Wissenschaft wirklich bemeistern, und was unser Wissen an Ausdehnung gewinnt, das verliert es unvermeidlich an Tiefe. Es war unmöglich, dass Bopp das Sanskrit so genau kannte wie Colebrooke, das Zend so genau wie Burnouf, das Griechische so genau wie Hermann, das Lateinische so genau wie Lachmann, das Deutsche so genau wie Grimm, das Slavische so genau wie Miklosich, das Celtische so genau wie Zeuss. Dieser Uebelstand liegt in der Natur aller vergleichenden Wissenschaften. Aber es folgt desshalb durchaus nicht, dass, wie das franz. Sprüchwort sagt, „qui trop embrasse, mal étreint." Bopp's vergleichende Grammatik wird stets ein bahnbrechendes Werk bleiben, und Niemand hat den alten Meister der Oberflächlichkeit beschuldigt. Es giebt eben

zwei verschiedene Arten des Wissens, das eine, was wir wirklich als Nahrung in uns nehmen, in succum et sanguinem verwandeln, das andere was wir, so zu sagen, in die Taschen stecken, wo wir es finden, wenn wir es brauchen. Für vergleichende Studien ist diese zweite Art des Wissens ebenso nothwendig als die erste. Nur gehört zur Benützung dieses Wissens grosse Gewissenhaftigkeit. Wir müssen, wenn wir uns desselben bedienen, nicht nur stets auf die Quellen zurückgehn, nichts auf Treu und Glauben annehmen, nichts von zweiter Hand citiren, sondern jeden einzelnen Punkt mit der grössten Vorsicht verifiziren, ehe wir irgend welchen Gebrauch davon für vergleichende Zwecke machen. Aber selbst dann, wenn wir Alles gethan, um uns gegen Irrthum zu schützen, müssen wir mit der grössten Bescheidenheit verfahren. Ich halte für ein erfolgreiches Studium der Sprachvergleichung auf arischem Gebiete eine gründliche Kenntniss des Sanskrit für eine *conditio sine qua non*. Hier muss, meiner Ansicht nach, der Mittelpunkt und Schwerpunkt aller unserer Forschungen sein und bleiben. Es ist aber unmöglich, bei einem wirklich kritischen Studium des Sanskrit zugleich den Riesenschritten der Lateinischen, Griechischen, Deutschen, Slavischen, Celtischen Philologie zu folgen. Hier muss man sich bescheiden, und man muss lernen, sich Rath zu erholen von denen, welche die verschiedenen Gebiete der Philologie als Meister beherrschen. Man hat wohl zuweilen von dem Antagonismus der vergleichenden mit der classischen Philologie gesprochen: mir scheint im Gegentheil, dass zwischen diesen Disciplinen das engste collegialische Verhältniss bestehen sollte. Wir müssen Hand in Hand

arbeiten, Rath ebenso gern annehmen als ertheilen. Ohne Hülfe der vergleichenden Philologie wäre z. B. die griechische Philologie nie zu einem richtigen Verständniss des Digamma gekommen, und ein etwas vertraulicheres Verhältniss zu seinem Collegen Bopp, würde Bekker gegen manche Missgriffe in einer Restituirung des Digamma im Homer bewahrt haben. Die lateinische Philologie würde gewiss mit weit zagenderer Hand das alte d des Ablativs im Plautus hergestellt haben, hätte die Analogie des Sanskrit nicht seine Berechtigung in so klarer Weise bezeugt. Auf der andern Seite müssen wir vergleichende Philologen uns oft von unsern classischen Collegen Rath und Hülfe erbitten. Wir können ohne ihren collegialischen Beistand nie sicher auftreten: ihr Widerspruch ist für uns vom grössten Nutzen, ihr Beifall unsere beste Belohnung. Wir sind oft zu kühn, wir sehen nicht immer alle die Schwierigkeiten, die unsern Erklärungen entgegenstehen, wir vergessen oft, dass jede Sprache ausser dem allgemeinen Arischen Familiencharakter auch ihren eigenen Genius hat. Hüten wir uns vor Allwissenheit und Unfehlbarkeit! Nur durch ein offenes, ehrliches, wahrhaft collegialisches Zusammenwirken kann die Wissenschaft gefördert werden. Wir wollen ja alle dasselbe — wir wollen alle Etymologen, d. h. Erforscher des Wahren sein. Dazu gehört aber der Geist der Wahrheit, welcher der lebendige Geist aller Wissenschaften ist. Wer nicht der Wahrheit die Ehre geben, wer nicht offen sagen kann, ich habe mich geirrt, in dem wohnt der wahre Geist der Wissenschaft nicht. Erlauben Sie mir Ihnen zum Schlusse noch eine Stelle aus Niebuhr ins Gedächtniss zurückzurufen: er gehört ja zum alten,

Digitized by Google

guten Schlag der Deutschen Gelehrten. „Vor allen Dingen, schreibt er,*) müssen wir in den Wissenschaften unsere Wahrhaftigkeit so rein erhalten, dass wir absolut allen falschen Schein fliehen, dass wir auch nicht das allergeringste als gewiss schreiben, wovon wir nicht völlig überzeugt sind; dass wir, wo wir Vermuthungen aussprechen müssen, alles anstrengen, um den Grad unseres Wahrhaltens anschaulich zu machen; wenn wir eingesehene Fehler, die schwerlich Jemand entdeckt, nicht selbst anzeigen, wo es möglich ist; wenn wir die Feder niederlegend nicht vor Gottes Angesicht sagen können — ich habe wissentlich, und nach strenger Prüfung, nichts geschrieben, was nicht wahr ist, und weder über uns selbst noch über Andere in nichts getäuscht, unseren verhasstesten Gegner in keinem andern Lichte gezeigt, als wir es in unserer Todesstunde vertreten können — wenn wir das nicht thun, so machen uns Studium und Literatur ruchlos und sündig.“

Wenige wohl können mit Niebuhr hinzufügen: „Hierin bin ich mir bewusst, nichts von Andern zu fordern, wovon ein höherer Geist, der in meiner Seele läse, mir vorwerfen könnte, irgend einmal das Gegentheil gethan zu haben.“ Aber wir Alle, Jung und Alt, sollten diese Worte stets vor Augen und im Herzen behalten: nur dann wird unser Studium sein hohes Ziel nicht verfehlen; nur dann werden wir wahre Etymologen werden — wahre Freunde, Sucher, und, ich hoffe, Finder der Wahrheit.

*) Lebensnachrichten II. p. 280.

SBN 679812



Digitized by Google

Digitized by Google


BIBLIOTECA
B.